

ALLES NEU

Predigt über Offenbarung 22,1-5

anlässlich des Abschlusses der Gottesdienstreihe

mit neuer Musik von Ulrich Gasser.

Gehalten in St. Martin am 27. August 2017

von Professor Dr. Dietrich Korsch

Am Ende der Bibel, liebe Gemeinde, steht die Offenbarung des Johannes, die Apokalypse. So, wie Gott alles in allem war am Anfang der Welt, so wird er es an ihrem Ende sein. Dazwischen liegt die Geschichte, unsere Geschichte, die Geschichte der Menschen in der Natur, die Geschichte eines jeden von uns. Ulrich Gassers Musik hat diesen Weg ausgemessen, von den Klängen der Schöpfung über die Aufbrüche und Abbrüche der menschlichen Geschichte, bis hin zum Ende, vor dem wir jetzt stehen. Das gibt noch einmal Anlaß zum Innehalten und zur Besinnung.

Ein Ende, das ist nötig. Wir können als Menschen gar nicht anders leben als in der Erwartung eines Endes. Das hat mit dem ganz einfachen Sachverhalt zu tun, daß wir unser Leben tätig gestalten müssen. Wir müssen eben immer jeden Tag anfangen, etwas zu tun. Immer liegt etwas vor uns, das bewältigt werden will, das Anstrengung erfordert, und wir wissen manchmal nicht, ob unsere Kräfte reichen. Die körperlichen, freilich, bei uns Älteren, der Lebensmut und die Phantasie auch bei den Jüngeren. Und dann, hoffentlich, ist getan, was getan werden mußte. Doch nie ist es vorüber, immer kommt etwas anderes hinterher. Und wenn es nur die Aufgabe ist, diesen einen Tag zu überstehen. Da ist die Erwartung des Endes dem Leben eingeschrieben. Es gibt diesen Rhythmus von Anfang und Ende, Aufbruch und Vollendung. Aber es gibt ihn immer wieder. Darum ist die Sehnsucht unausweichlich, daß dieses Gesetz der Geschichte selbst einmal vorbei sein möchte. Daß man nichts mehr tun muß, daß alles da ist, daß kein neuer Tag wieder beginnt, der uns zu handeln zwingt.

Die Phantasien, wie ein solches Ende aussehen könnte, das kein neuer Anfang mehr ist, sind vielfältig. Wir wünschen uns ein Ende in Fülle, nicht im Vergehen. Blühend, nicht verdorrt. Mild, nicht eiskalt. Ein Zustand, den wir selbst nicht schaffen können. Ein Zustand, der auf uns zukommen muß. Gerade als Resultat des menschlichen Handelns können wir ihn uns nicht vorstellen. Darum kommt Gott ins Spiel. Er könnte doch, so wie er den Anfang gemacht hat, auch das Ende setzen.

Es gab Zeiten in der Geschichte, und es gibt sie immer wieder, in denen sich diese Hoffnung zu einer direkten Erwartung verdichtet. Daß dieses Ende, so wenig es ein Resultat der Geschichte ist, sozusagen morgen in die Geschichte eintritt. Daß es, so überzeitlich es ist, an der Zeit ist. Es gab solche apokalyptischen Zeiten in der Geschichte, vor allem dann, wenn die Greuel der Gegenwart als besonders drückend und bedrohlich erfahren wurden. Und dann, wenn die Aussicht auf eine Wendung der Welt besonders nahe schien, wenn neue Hoffnung geboren wurde.

Die Zeit der frühen Christenheit war eine solche Epoche. Die Überzeugung, daß aus dieser alten Welt noch etwas Gutes werden könnte, war geschwunden in Israel – und nicht nur dort. Aber dann war ja Jesus gekommen und hatte vom Reich Gottes geredet, als sei es schon da. Mitten unter euch. Ein Anhauch des unvorstellbar Neuen mitten im Alten. Und dann war

Jesus wieder weg, gekreuzigt, gestorben. Ende des Neuen? Nein, Verwandlung! Denn jenseits des Todes war er wieder da, als derselbe und doch anders, nicht mehr vom Tod bedroht, nicht mehr dem Rhythmus von Anfang und Ende unterworfen. Und das sollte auch für die Seinen gelten. Sie sollten, jetzt schon, in einer unverbrüchlichen Gottesnähe leben. Sie sollten das empfinden – und ihr Leben und Handeln darauf ausrichten. Was sollten sie anders tun, als diese Veränderung nun auch geschichtlich, für alle Menschen geltend, alle einbeziehend, zu erwarten? Das war die Geburt der christlichen Apokalypik, und sie findet ihren tiefsten Ausdruck in der Offenbarung des Johannes.

Das Ende nach dem Rhythmus von Anfang und Ende. Sie merken es, liebe Gemeinde, das ist schwer vorzustellen. Ein Ende, das keinen Anfang vor sich hat, damit es nicht selbst wieder zum Anfang einer neuen Bewegung werden muß. Wie soll man das in Worte fassen? Genau das ist das Problem, mit dem Offenbarung des Johannes zu kämpfen hat, wenn sie Bilder für dieses ewige Ende sucht. Es stehen uns ja nur Bilder und Vorstellungen zur Verfügung, die zeitlich sind, die selbst Anfang und Ende kennen. Und nun soll mit diesen Bildern etwas ganz Anderes gesagt werden?

Da gibt es eigentlich nur zwei Weisen, mit dieser Herausforderung umzugehen: die Übersteigerung und die Abgrenzung. Das jenseitig Andere: das ist das, was unermeßlich mehr ist als alles, was wir kennen. Größer, schöner, heller, freundlicher. Voll Pracht und Reichtum, voll Macht und Glanz. Da kommen die Bilder kaum nach vor all den Edelsteinen und Edelmetallen, der Anlage von Städten und Palästen, der Inszenierung von Hofritualen um den Thron des Herrschers. Bild schichtet sich auf Bild, bis hin zu Schiefheiten und Widersprüchen. Daran zeigt sich: Man kann und soll das nicht wörtlich nehmen, man muß das bildlich verstehen. Aber selbst dann bleibt ein großer Mangel dieser gesteigerten Bilder bestehen: Sie nicht eben nicht das wirklich Andere, das gesucht wird, sondern eben nur: Steigerung. Ein noch herrlicherer Herr, ein noch prächtigerer Palast, ein noch eindrucksvollerer Hofstaat. Nein, liebe Gemeinde, das kann uns nicht überzeugen. Denn das Andere, das suchen wir ja.

Genau an diesem Punkt kommt die andere Strategie zum Einsatz, sich das Ende jenseits von Anfang und Ende auszumalen: die Abgrenzung. Nein, das Jenseitige ist nicht das Diesseitige. Drüben ist nicht hier. Was dort gilt, ist von anderer Art als das, was unter uns jetzt bekannt ist. Böses wird ausgeschlossen, nur Gutes gibt es noch. Nur Reine, keine Frevler mehr. Vollkommene statt Zweifler und Kleingläubige. Die Grenze wird gezogen, und sie soll fest und stabil ein. Aber auch das, liebe Gemeinde, hilft nicht. Denn die Grenze, die da gezogen wird, verdankt sich ja dem, was draußen bleiben muß. Ein solches Ende hat dann doch wieder einen Anfang, und der besteht in der Grenzziehung. Ausschluß des Bösen: das bleibt draußen – aber genau dadurch wird das Drinnen auch selbst begrenzt. Die Offenbarung des Johannes bleibt von dieser Schwierigkeit nicht verschont. Sie bedient sich sogar selbst, und zwar kräftig, dieser Strategie des Ausschlusses – und verdirbt dabei, was sie doch aussagen will: ein reines, vollkommenes, unbegrenztes Ende.

Was sich darin zeigt, ist das Grundproblem einer jeden Vorstellung, das Ende als Teil unserer Geschichte zu erwarten. Die Offenbarung des Johannes ist noch ein ganz harmloses Beispiel für diese Erwartung. Denn sie lehrt, auf dieses Ende zu warten. Sie spricht keine Aufforderung aus, es zu schaffen; wo das geschieht, steigert sich der Widerspruch noch einmal. Das gesuchte Ende läßt sich eben nicht herbeiführen, schon gar nicht mit Terror und Gewalt.

Was aber dann, wenn Gott doch selbst nicht nur Anfang und Ende ist, sondern auch unsere menschliche Geschichte mit ihren Anfängen und Aufbrüchen, ihrem Scheitern und Versagen

ebenso wie ihrem begrenzten Gewinnen und Vollbringen, mit sich selbst verbindet? Wenn das Wort des Schöpfers Fleisch wird und unter uns wohnt? Muß das nicht alles verändern?

Ja, und das tut es auch. Aber nicht erst zukünftig. Sondern, seit wir Christus kennen, als den Irdischen und Gekreuzigten, als den Auferstandenen und Lebendigen, jetzt schon. Die neue Welt: sie kommt nicht erst irgendwann, in übersteigerten Bildern oder in schroffen Abgrenzungen, sondern leise und unsere Welt durchdringend. Gott ist schon da – in seinem Sohn, seinem Wort. Seit Anbeginn der Schöpfung, in der Mitte der Geschichte, in unserem eigenen Leben.

Das läßt sich spüren, im eigenen Inneren. In dem Vertrauen, tatsächlich jeden Tag zu beginnen, als sei es der eine, neue Tag. Sich den Dingen zu stellen, die uns begegnen und herausfordern. Sich mit anderen zusammensetzen, um das anzufangen, was wir allein nicht vermögen. Nach Frieden und Gerechtigkeit zu rufen, die noch nicht da sind, aber auf Erden kommen sollen und kommen werden. Dabei im Herzen gewiß sein, trotz aller Anfechtung. Und die Hoffnung nicht aufzugeben, weil sie Hoffnung auf den ist, der Anfang und Ende zusammenhält – und der uns schon im Wechsel von Anfang und Ende erhält, im Leben und Sterben.

Unausweichlich ist es, diese Gewißheit auch nach außen zu tragen, sie in unser Handeln hineinziehen zu lassen. Der Horizont der Zukunft, den die Apokalyptik so überschwenglich wie unvollständig ausmalt, ist ja richtig; nur daß wir und auf ihre Bilder nicht verlassen können und brauchen.

Gibt es denn aber eine gegenwärtige Vergewisserung dieser Zukunft, die nicht nur Erwartung ist, sondern Gegenwart? Ja, in der Musik. Sie hat Anfang und Ende, und ist doch ein Ganzes in ihrer Art. Sie klingt in der Zeit, mit Rhythmus, Takt und Tempo, aber alles läuft in ihr wieder zusammen. Sie verklingt am Ende, aber sie bleibt in unserem Inneren erhalten: wir haben sie gehört, und das ist nicht mehr zu tilgen, das besteht ewig fort. Darum ist sie dem Logos verwandt, dem Wort, das im Anfang war und das am Ende sein und bleiben wird. Sie ist Ewigkeit in der Zeit, Gegenwart im Verklingen, Zukunft, die nie endet.

Darum hören wir jetzt Ulrich Gassers Ausdruck der Ewigkeit noch einmal. Und antworten dann mit unseren eigenen Stimmen. Denn er heißt ja:

Singet dem Herrn ein neues Lied, singet dem Herrn alle Welt. Er hat den Erdkreis gegründet, daß er nicht wankt. Er richtet die Völker recht. Singet dem Herrn und lobt seinen Namen, verkündet von Tag zu Tag sein Heil.

Amen.